

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 261 Bydgoszcz / Bromberg, 14. November 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(1. Fortsetzung.)

„Lump, Betrüger, Gauner!" Mr. William Wiltes, vulgo Don Guglielmo, der Besitzer der Bar „Quatorze", ist unter die Tür seines Lokals getreten und bellt den alltäglichen Abendgruß seinem Nachbarn und Konkurrenten hinüber, der am Eingang seiner Bar „Quatorze y Media" den Beginn des Nachtgeschäfts erwartet.

„Schuft, Hundesohn!" echot es zurück, haßerfüllte Blicke kreuzen sich wie Dolchklingen und das Gesicht Don Guglielmos wird noch um einen Schein gelber, teils aus Mangel an frischer Luft, teils wegen seiner Gallensteine, das einzige, was er seinem feindlichen Nachbarn zu verdanken hat.

„Der neue Kellner von drüben ist aber um einen Kopf größer als du", wendet er sich dann besorgt an seine neue Kraft, die unter einer weißen, mit einem goldenen Vierzehner geschmückten Schirmmütze neben ihm steht und dem wütenden Blicken des Padrons pflichtschuldigst beipflichtet.

„Das macht nichts, Boß", prahlt Frank und brüstet sich in der enganliegenden, weißen Kellnerbluse, daß die Nähte knacken, „dafür bin ich flinker und breiter. Da fühl mal!" Don Guglielmos hagere Finger tasten prüfend über Franks Arme und ein zufriedenes Grinsen macht die Ähnlichkeit seines Gesichts mit einer vertrockneten Zitrone noch deutlicher.

„Mit diesem Zwerg da drüben wirst du doch noch fertig werden!" zischt unterdessen Mr. Albert Hügli, vulgo Don Alberto, der Herr der Bar „Quatorze y Media" seinem neuen Laufkellner ins Ohr.

„Den Zwerghund da drüben", reckt sich Vic in die Höhe, daß die Hosen ein Stück magere, braune Wade freigeben, „den mache ich mit einer Hand zu Hackfleisch!" Und seine Augen sprühen giftige Pfeile zur Vierzehnerbar hinüber, wo Frank eben seine Muskeln zur Schau stellt. Zufrieden über den guten Fang reibt sich der Boß seine fleischigen Tatzen.

Ein Hupengeschrei reißt die vier Männer aus ihrer Unterhaltung, eine Bremse knirscht, ein wackliger Ford hält mit einem Ruck in der Mitte der Barstraße zwischen „Vierzehn" und „Vierzehneinhalb". Mit Panthersprüngen stürzen sich Frank und Vic auf den Wagen. Vic ist zuerst dort, reißt die Wagentür auf und schon greift Frank in das dunkle Wageninnere, erwischt einen Ärmel und zerrt mit Mühe einen herkulischen Neger heraus.

„Den besten Whisky hat die Vierzehnerbar", sprudelt er den Überraschten an.

Der will seinen Strohhut aufheben, da gräbt Vic seine Finger wie Stahlklammern in den noch freien Arm. „Vierzehneinhalb hat einen besseren Whisky zum halben Preis", schreit er ihm von der anderen Seite ins Ohr. Ein Auto huscht vorbei, ein leises Knistern und statt des neuen steifen Strohhutes liegt eine traurige Oblate auf der Straße.

„Uh — huh! Dam!" flucht der Neger, schüttelt mit einem Ruck seiner Gorillaarme die beiden Kletten von sich ab, stülpt die heilgebliebene Hutkrempe über das Wollhaar und steuert schräg über die Straße hinüber zur Bar „Flower of Florida", die durch ein großes Schild „For colored people only" ihre Bereitwilligkeit anzeigt, nur farbige Gäste zu bewirten.

„Esel!" brüllt es von Vierzehn, „Esel!" brüllt es von Vierzehneinhalb den ruhmlos heimkehrenden Kämpen entgegen, ein dicker und ein magerer Finger weisen auf die Tafeln „Nur für Weiße".

Das war der einzige Augenblick, wo Don Guglielmo und Don Alberto einer Ansicht waren.

Der lebhaft einsetzende Nachtbetrieb machte es den beiden Padrones unmöglich, sich weiterhin von den rednerischen und boxerischen Fähigkeiten ihrer neu eingestellten Kräfte zu überzeugen. Wenn sie aber doch hier und da durch die rastlose Drehtür einen Blick auf die Straße warfen, sahen sie einen dichten Kreis angeregter Zuschauer um die beiden Eingänge stehen, hörten aufmunternde Zurufe, zustimmenden Applaus und waren überzeugt, eine neue Anziehungskraft für ihr Lokal gefunden zu haben. Ein unbeeinflußter Zuseher hätte allerdings mit Erstaunen feststellen müssen, daß der Sieg sich mit unglaublicher Regelmäßigkeit bald dem einen, bald dem andern zuwandte, hätte vielleicht auch das leise „Jetzt bin ich an der Reihe" gehört, wenn ein plötzlicher allzugroßer Andrang die Regelmäßigkeit des „Betriebs" bedrohte. Aber das dankbare Publikum hörte nur die kernigen Schimpfworte, sah nur die schwungvollen, wenn auch kraftlosen Faustschläge.

Mit einem zufriedenen Aufseufzen läßt um drei Uhr früh Don Guglielmo die unerwartet fette Nachtlosung in den Lederbeutel gleiten, holt dann nach einigem Zögern eine zerrissene Fünf-Dollar-Note heraus und reicht sie Frank: „Da, als Schmerzensgeld! Bist ein fixer Junge! Kannst bleiben! Good night."

Frank tritt auf die menschenleer gewordene Straße, wirft noch einen Blick auf die schon gesperrte Konkurrenz, schlendert mit müden Schritten über die Plaza und taucht in das Dunkel einer schmalen Gasse.

Ein nächtlicher Wanderer kommt ihm entgegen. „Hallo, Vic, bist auch behalten?"

„Ja, und zehn Dollar extra Schmerzensgeld", lacht Vic, „feine Posten, was? Schönes Geld und ständiges Training. Jetzt gehen wir aber schlafen!"

Arm in Arm tauchen die beiden feindlichen Freunde in die Finsternis. Ein leise gezischtes „Pst, pst!" aus einer rabenschwarzen Nische läßt sie wieder erschreckt auseinanderfahren.

„Ich bin es, José!"

„Junge, Junge"", entfährt es erleichtert Frank, „wo treibst du dich um diese Zeit herum?"

„Ich komme einkassieren. Zwei Dollar für die Stellenvermittlung."

„Tüchtig!" murmelt Frank, angelt nach der kleinen braunen Hand und drückt zwei harte Dollar hinein. „Jetzt schau aber, daß du ins Bett kommst, Bursche!"

2. Kapitel.

Die wenigen Minuten des allnächtlichen Heimganges durch die dunklen Gassen von Alt-Nogales gaben Frank und Vic die einzige Möglichkeit, unbeobachtet miteinander zu sprechen. Wohl hatte jeder von ihnen wöchentlich einen freien Tag, aber erst nach zwei Monaten traf es sich, daß beide gemeinsame Freizeit hatten. Kein Wunder, daß die beiden dicken Freunde, die an jahrelanges Beisammensein gewöhnt waren, dieses Geschenk des Zufalls zu einem Festtag machen wollten.

Das vornehme Barviertel an der Grenze, das Feld ihrer sonstigen Tätigkeit, war ihnen zwar verschlossen, denn dort, wo ihre allnächtlichen Wort- und Faustkämpfe schon zu wesentlichen Bestandteilen des Vergnügungsprogramms geworden waren, durften sie nicht aus ihren gutbezahlten Rollen fallen. Das stille, verschlafene Alt-Nogales, wo die Zwei in dürftigen Zimmern eines chinesischen Gasthauses wohnten, war auch nicht der richtige Platz, um das wochenlang zurückgedämmte Verlangen nach Freizeit austoben zu können. So blieb nur — das Viertel der „señoritas".

„Eine Kneipe kommt natürlich für das Essen heute nicht in Betracht", entwickelte Frank das Festprogramm, während er sich vor einem halberblindeten Spiegel den neuen Schlips umband.

„Ganz meine Ansicht!" pflichtete Vic bei und streckte sich in seinem nagelneuen Fünfunddreißig-Dollar-Anzug. „Heute speisen wir einmal in einem Restaurant um zwei Pesos. Diese Fünfzig-Centavos-Kuhsteaks mit Bohnen passen nicht zu unserer festlichen Stimmung. Wie sehe ich aus?"

„Blendend, Vic!" In wortlosem Einverständnis packte jeder noch einen Zipfel der Bettdecke und rieb den Staub der gestrigen Nacht von seinen Schuhen.

„Gehen wir!"

Gasthaus „El Gallito": das seelenlose Gehämmer eines uralten mechanischen Klaviers dröhnt durch den Speisesaal, füllt den großen kahlen Raum bis in die Winkel. Und kaum ist mit Ächzen und Stöhnen die Rolle abgelaufen, kreischt ein Trichtergrammophon vom Schanktisch in die kurze wohltuende Pause, die zum Auswechseln der Rollen notwendig ist. Auf dem roten Ziegelboden stehen ein Dutzend roher Tische mit bunten Tischtüchern. Im Hintergrund dämmern zwei mottenzerfressene Billardtische.

„Zwei Essen zu zwei Pesos und zwei Liter Wein!" Diese mit Selbstzufriedenheit herausgeschmetterte Bestellung Franks trifft eben eine Pianissimo-Stelle des Klavierstückes und erregt die Aufmerksamkeit des Nebentisches. Aber die beiden kümmern sich nicht darum, sie wenden ihre ganze Aufmerksamkeit der Last der mächtigen Platte zu, die der Padron auf ihrem Tisch ablädt.

„Hat entschieden etwas für sich", lobt Frank den Ansturm der kulinarischen Genüsse. „Prost, Mahlzeit!"

Die leeren Suppenteller wandern auf den Nebentisch, bald gesellen sich zu ihnen die Teller des gekochten Rindfleisches in Gemüsesuppe, der Bohnen, des Bratens, der vielerlei Beilagen, des Nachtisches, die Gläser des Eistees, des Milchkaffees. Zum Schluß stehen vor zwei satten Gesichtern nur mehr die halbvollen Weinflaschen und die Karaffe mit Chile, dem brennenden Höllengebräu aus grünem und rotem Pfeffer, an das sich der Fremde ebenso gewöhnen muß wie an Tortillas, Moskitos und Malaria. Man kann aus der Menge des verwendeten Chile und der verspeisten Eierkuchen sichere Schlüsse daraus ziehen, wie lange ein Ausländer mexikanische Luft atmet.

„Zahlen!" Vic holt eine dicke Rolle Dollarnoten aus dem Hosensack, zieht mit genießerischer Langsamkeit das breite Gummiband ab.

„Three dollars, Caballeros!" Vic blättert versonnen in den raschelnden Bündel Fünf- und Zehndollarnoten, wirft die schäbigste auf den Tisch und läßt die vier Pesos Wechselgeld in den Hosensack klimpern.

Die Augen des Wirtes hängen immer noch an dem Dollarbündel und machen nur einen blitzschnellen Ausflug zu den drei Mexikanern am Nebentisch. „Ich zahle eine Runde Schnaps. Darf ich die Herren" — seine ausholende Handbewegung umfaßt die beiden Deutschen und die drei Gäste am Nebentisch — „dazu einladen?"

„Paßt ins Programm", raunt Frank dem zögernden Vic zu, nimmt mit einem gnädigen Nicken die Einladung an und folgt dem Wirt zum Schanktisch. Als die erste Runde auf das Wohl des Spenders geleert ist, ergeben sich „Noch sechs Gläschen!" von selbst, die Frank ausgibt und auch die drei Mexikaner lassen sich nicht bitten. Die Schnapsflasche ist bald leer, in den Gläsern glänzt der hellbraune Habanero, der schmutziggrüne Pulque. Und plötzlich steht mitten unter den Gläsern der lederne Würfelbecher.

„Muchachos, ein Spielchen?" Frank nickt, greift mit etwas unsicherer Hand nach dem Würfelbecher, schüttelt und stülpt ihn um.

„Full House!" jubelt er und feiert die drei Sechser und zwei Zweier mit einem neuen Glas Feuerwasser. Die anderen Würfe kommen ihm nicht nahe und Frank streicht von jedem 2 Pesos ein. Nach einer Viertelstunde sind die Hosensäcke der beiden Freunde prallvoll und schwer von Pesostücken.

„Qué suerte, welches Glück!" gröhlt der eine Mexikaner, „wollen wir nicht höher spielen? Nicht wie bisher nach Pokerregeln, sondern nach Augenzahl. Ein Auge fünfzig Cents mex!"

„Como no", stimmt Vic bei und lehnt sich schwer an den Schanktisch, „wir haben noch Platz in unseren Taschen.

Wieder rollen die Würfel über die glatte Theke, Vic wirft 8, Frank 12, die drei Mexikaner 20, 24 und 28. Vic zahlt 26, Frank 18 Pesos. Beim zweiten Wurf verlieren sie fast ebensoviel; ihre prallgefüllten Taschen sacken zusammen, ihre verschwommenen Augen bemühen sich vergebens, nüchtern und gleichgültig zu scheinen. Der dritte Wurf leert ihre Taschen ganz, schon tasten die zitternden Hände nach dem noch unversehrten Dollarbündel. Vic greift eben nach den Unglücksdados, um sie zum vierten Wurf in den Becher zu füllen, als sich ein eiserner Griff um sein Gelenk legt. „Stop!"

Die fünf Männer wenden sich erstaunt, verärgert nach dem Störenfried. „Zum Teufel . . .", begehrt Vic mit schwerer Zunge auf.

Aber eine kalte, harte Stimme schneidet ihm den Satz ab. „Ihr seid verdammt grün, wenn ihr euch mit diesen schmierigen Falschspielern abgebt. Habt ihr denn nicht bemerkt, daß die Kerle mit bleigefüllten Würfeln spielen? Nur Ruhe, boys", wendet er sich dann fast gemütlich an die drei Mexikaner, die sich mit wütenden Blicken ein wenig zurückgezogen haben und langsam nach ihren Pistolen greifen, „nur Ruhe und keine unvorsichtigen Bewegungen! In Texas schießt man schneller und trifft besser; und John Dodson ist ein alter Texaner."

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, schiebt der Fremde die beiden rasch ernüchterten Freunde hinaus auf die nächtliche Straße.

Vic fand als erster die Sprache wieder. „Victor Kroll ist mein Name und hier mein alter Freund Frank Leßner von Wien. Sie werden uns wohl für blutige Greenhorns halten, aber wir sind schon jahrelang auf diesem Kontinent. Heute wollten wir unbedingt feiern und da hat uns diese Bande betrunken gemacht."

„Kenne das, kenne das!" tröstete ihn der Mann, der sich John Dodson genannt hatte, mit seiner gleichgültigen, ein wenig rauhen Stimme, „habe das selbst mitgemacht, als ich noch jung war, und genug Lehrgeld gezahlt. Jetzt rühre ich keine Würfel und keine Karten mehr an. Ist ja alles nur Kinderspiel, habe Besseres gefunden."

(Fortsetzung folgt.)

Der Vellonero.

Dem Chilenischen nacherzählt von Walter Seidlitz.

Als der kleine Manuel Subiabre von einem schweren Alpdrücken erwachte, fand er sich auf dem Erdboden neben den Schlafstellen der Landarbeiter. Er lag auf den wolligen Schaflederdecken, die man auf den großen Viehzüchtereien Südamerikas als Bett benutzt. Manuel richtete sich auf und sah, daß er sich inmitten eines großen Raums befand, in dem sechs oder acht Männer längs der Wände in Gestellen schliefen, die an die Betten in der dritten Klasse der Passagierdampfer erinnern konnten. Der ätzende Geruch von frischem Schafleder erinnerte ihn an den Traum von dem weiten staubigen Weg und den vielen Staubkörnchen, die ihm schneidend in der Nase lagen.

Dann brach das volle Licht des Tages durch die Fensterluke hinein, und etwas Hoffnung zog in das Herz des Knaben. Er hüllte sich von neuem in die Decken und erinnerte sich, wie er auf die Estancia gekommen war.

*

Wie er durch die endlose Pampa fuhr, wie sich sein kleiner Körper in ein dunkles Eckchen des Autos legte. Danach hatte er das Köpfchen etwas erhoben, di Lederdecke zurückgeschlagen, und seine furchtsamen Augen waren dann in Tränen zerflossen; sie sahen den Mondaufgang über dem Feuerland.

Das Auto folgte den Wegspuren, die von der Estancia Bahia Inutil bis zur Estancia San Sebastian führten. Es nahm rüttelnd und lärmend seinen Weg, im Licht des Mondes zu einem seltsamen Tier verzerrt. Dann tauchten in der Niederung die Umrisse der Estancia auf, symmetrisch angelegte Straßen, die das grelle Mondlicht in schwarze und weiße Wände zergliederte. Es war für den Kleinen eine Aufmunterung, eine Herzstärkung, eine liebevolle Oase in dieser hehren, aber gleichförmigen, immer gleichbleibenden, kalten Landschaft.

Der Koch kam heraus, um ihnen zu öffnen und sie in die Küche zu bringen, wo es wie immer Hammelkotelett, Brot und heißen Kaffee gab.

„Hier habt ihr euren Jungen", sagte der Chauffeur. „Er hat mir nur den halben Fahrpreis zahlen können; er käme zu euch als Vellonero, zur Schafschur . . ." Er deutete dabei auf den Jungen, der gierig sein Brot aß, aber mit verschüchterten Augen wie ein bestraftes Kind. Der Junge hatte in seinen zwölf Jahren erfahren, was schlechte Behandlung heißt. Bei der Tante, die ihn aufzog, und bei dem Unmenschen, der ihr Mann war.

Während sich der Koch und der Chauffeur einen Traubenschnaps kredenzten, wurde Manuel zu den anderen geführt. Der Oberaufseher, ein hoch aufgeschossener blonder Gringo mit aufgedunsenem Trinkergesicht, die Pfeife im Mund und die Hände in den Taschen der Reithosen, hatte gerade den letzten Landarbeiter abgefertigt und blickte nun etwas zerstreut über die weiten Fluren. Manuel stand wohl um drei Meter von ihm entfernt und mußte lange, endlos lange und mit pochendem Herzen warten.

Als sich der Aufseher endlich umwandte, fiel der Blick auf den Jungen. „Und du?" fragte er.

„Ich komme, um Arbeit als Schafscherer zu suchen."

„Hier gibt 's keine Arbeit. Alle Posten als Vellonero sind besetzt."

„Aber ich weiß nicht, wohin . . ."

„Wer dich hierher gebracht hat, wird dich auch wieder holen können."

„Ich habe nicht einen Centavo . . ."

„Hast du dein Arbeitsbuch?"

„Man wollte es mir in den Bureaus der Magallanes nicht geben."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich die Unterschrift meines Patrons, meines Dienstherrn, bringen sollte, und ich hatte doch noch keinen Patron . ."

„Schicken dich denn deine Eltern?"

„Ich habe keine Eltern mehr. Meine Verwandten haben mich geschickt. Sie hielten mir immer vor, daß viele Schulkinder in meinem Alter in den Ferien als Vellonero auf die Estancias ziehen, daß sie viel Geld verdienten, 330 Pesos im Monat."

Der Aufseher fluchte laut in englischer Sprache und fuhr dann fort: „Ihr habt euch zu einer wahren Pest ausgebildet und überfallt die Estancias wie das Ungeziefer. Jetzt lauft ihr schon über die Grenzgräben, hungrig und vor Kälte zitternd wie die kleinen Tölpel von Vieh, wenn sie von der Mutter weggenommen werden. Und das Schlimmste ist, daß ihr Mitleid erregt. Man kann euch nicht wieder rausschmeißen, manchmal seid ihr zu schwach. Was soll ich mit dir anfangen? Wenn ich dir Arbeit gebe ohne Arbeitsbuch, macht sich die Gesellschaft strafbar. Und das betrifft mich. Sag' mir, was mach' ich mit dir?"

Der Kleine senkte verstört den Kopf, aber er war doch ein wenig heuchlerisch. Denn sein kleines Herz klopfte voll Glück, sagte ihm doch sein Instinkt, daß dieser Mensch vor ihm in seiner rauhen Schale ein gutes und mitfühlendes Inneres verbarg, daß dieser Mann ihm helfen würde.

„Bueno, sieh dich hier etwas um und tummle dich!" rief der Aufseher und kehrte dann zu seiner vorherigen Beschäftigung zurück, etwas zerstreut und geistesabwesend über die weiten Fluren zu blicken.

*

Das Gebimmel der Viehglocken tönte betäubend herüber. Die lauten Rufe der Treiber mischten sich mit dem Gekläff der Hunde und den schrillen Pfiffen der Schafhüter. Wie ein endloses graues Meer wogten die Schafherden heran. Zuerst in die weitläufigste Koppel; von dort in immer engere und kleinere Corrals getrieben, bis zu dem Platz, wo sie ergriffen und mit sicherer Hand geknebelt und gebunden werden, um dann in die Hände der Schafscherer zu fallen. Schweißtriefend nehmen diese das Vieh zwischen die Beine und setzen die Schermaschine in Tätigkeit, am Hinterkopf des Tieres beginnend und schnell bis zum hinteren Teil des Körpers vorstoßend.

*

Subiabre . . . Katunaric . . . Vellic . . . Diaz . . . Vidal . . . So riefen sich jetzt die Velloneros. Ein einziger Monat Arbeit hatte sie völlig verwandelt. Sie nannten sich auch nicht mehr mit ihren Vornamen, wie das sonst üblich im Lande ist, sondern riefen sich gegenseitig mit ihren Familiennamen an, wie es sich für „richtige Landleute" geziemt, für die „Männer" vom Campo.

„Was habt ihr denn für ein Programm für den morgigen Feiertag, Gauchos?" fragte einer der Jungen. Dieselbe Frage stellte man sich in den anderen Ecken der Estancia, überall dort, wo in Gruppen die Männer beisammen standen. Die einen wollten in der Kneipe des alten einäugigen Santiago Ginebra und Whisky trinken, an der anderen Seite der Grenze, nur ein Viertelstündchen von Chile entfernt, andere wollten Freunde besuchen, was schließlich den gleichen Zweck verfolgte. Wieder andere, und das war die Mehrzahl, hatten vor, sich in die Betten zu packen und ihre Langeweile zu verschlafen.

*

Der kleine Manuel Subiabre mußte mit. Er erhielt ein Pferd. Er erhielt seine Reitausrüstung. In der Kneipe beim alten Santiago auf der anderen Seite der Grenze gab es Whisky und nochmals Whisky. Man wollte ihm beibringen, ein „Mann" zu werden. Der berüchtigte Guachero gesellte sich zu ihnen. Einer jener Gauchos, wie sie diese Gegend hier großzieht, der beste Reiter, der verwegenste Bursche, ein brutaler und gefährlicher Kerl, mit dem man nachts nicht gern allein durch die Pampa reitet. Ein Mestize, klein, untersetzt, Feuer in den Augen, die Waffe stets in der Hand. Als er eintrat, änderte sich die Stimmung, änderte sich der Ton. Der kleine Manuel fühlte, das ist eine von jenen Gestalten, die von der Einsamkeit zum Trunk und zur Brutalität verführt werden und die auch vor dem Letzten nicht zurückschrecken. Und die Pampa, ewig schweigend, deckt in ihrer Stille und Einsamkeit auch ihre Toten zu . . .

Guachero, völlig betrunken wie meist, begann mit dem Kleinen Streit. Der wies den Angreifer zurecht. Ein Handgemenge begann. Der Kleine entkam. Draußen stand das gesattelte Pferd. Aufsatteln und davonsprengen, das war das Werk weniger Augenblicke. Aber Guachero nahm die Verfolgung auf. Es half nichts, daß auf dem ersten Pferd die kleinere Last ruhte. Es half nichts, daß es schon einen guten Vorsprung besaß. Der Verfolger war der bessere Reiter . . . Manuel sah plötzlich, wie in der tiefen und dunklen Nacht neben ihm ein Augenpaar aufblitzte. Er hörte das Keuchen des Betrunkenen. Er roch den Dunst von Schweiß und Schnaps. Dann riß der Trunkene den Jungen zu sich aufs Pferd. „Töt' mich nicht, töt' mich nicht!" schrie der Geängstigte. Er wehrte sich, aber die größere Kraft lag bei seinem

Gegner. In einer letzten Kraftanstrengung krallte sich der Junge in den Haaren des Betrunkenen fest. Es gab einen Aufschrei, das Pferd warf seine Last ab. Als Manuel sich mit dröhnendem Kopf erhob, war das Pferd davongerast, den betrunkenen Guachero, der sich beim Fall im Steigbügel verfangen hatte, mit sich schleifend . . . Am nächsten Tag fand man den Gaul, friedlich grasend, inmitten der Weite der Felder. Kleiderreste klebten am Steigbügel. Der menschliche Körper wurde nicht weit davon gefunden, völlig zerrissen . . .

Als das neue Schuljahr in Magallanes begann, konnte man vor der Tür des Schulhauses einen kleinen Jungen beobachten. Er hatte den Kopf auf seine Schulmappe gesenkt wie ein Reisender, der mit seinem Gepäck in eine neue Stadt gekommen ist und noch nicht recht weiß, was er anfangen soll. Da riefen ihm einige Jungen zu: „Hallo, du, Bellonero, komm, wir gehen in die Schule . . ."

36000 Funksender in der Welt — aber nur 8000 auf der Erde.

Genau 40 Jahre sind es her, daß aus Theorie und Laboratoriumsversuchen die drahtlose Technik zur praktischen Wirklichkeit wurde, daß in Deutschland und England fast zur gleichen Zeit die Übertragung drahtloser Nachrichten über gewisse Entfernungen gelang. Seither ist die Funktechnik zu einer Weltmacht geworden. Kein Gebiet des menschlichen Lebens und Verkehrs, das sich der Nachrichtenübermittlung bedienen muß, arbeitet heute mehr ohne Funkgerät. Die Zahl der Sendestationen ist ins Ungemessene gewachsen, insbesondere sind alle Verkehrsmittel, die infolge ihrer Beweglichkeit keine Drahtverbindungen mit festen Stationen haben können, auf die drahtlose Übertragung angewiesen.

Nach den neuesten Untersuchungen gibt es gegenwärtig 36 000 Sendestellen auf der Erde. Aber nur 8000 Stationen stehen als feste Funkstellen auf dem Boden, und auch sie stehen zum großen Teil im Dienst des Verkehrs (als Funkfeuer für die Schiffahrt, als Peilstationen für die Luftfahrt u. s. w.). Nicht eingerechnet sind in der Gesamtzahl der 36 000 Sendestellen die zahlreichen fahr- und tragbaren Funkstationen in den Heeren, Flotten, Flugzeugen und bei der Polizei in allen Ländern der Welt. Die nach Abzug der 8000 festen Stationen verbleibenden 28 000 Sendestellen stehen auf Schiffen, Luftschiffen, Flugzeugen oder in Automobilen.

Von größter Bedeutung sind natürlich die festen Stationen. Sie dienen fast ausschließlich dem internationalen Nachrichtenverkehr und überbrücken heute mit völliger Zuverlässigkeit die größten Entfernungen. Auf drahtlosem Wege kann man z. B. von Tokio über Europa mit Buenos Aires sprechen. Hierbei dient die große Sendestation der Deutschen Reichspost in Nauen, die als eine der ersten Großstationen der Welt bereits vor über 30 Jahren v[on] Telefunken gegründet wurde, und ihre Empfangsstelle in Beelitz bei Berlin als Vermittler für diesen Fernsprechverkehr um 2/3 des Erdballs.

Nach wie vor wickelt sich der Hauptverkehr im Telegrammdienst durch drahtlose Übertragung von Morsezeichen ab. Daneben wird der drahtlose Fernsprechverkehr und die drahtlose Übertragung von einfachen Bildern immer mehr benutzt. Allein Nauen besitzt 8 Bild-Telegraphielinien in Betrieb. Bilder vom Zeppelin-Unglück konnten in den deutschen Zeitungen bereits nach wenigen Stunden erscheinen.

Erstaunlich ist bei der ungeheuren Zahl von Funkstationen die geringe Menge der Rundfunksender. Auf der ganzen Erde gibt es nur 1860, von denen 2/3 in Amerika, weniger als 1/4 in Europa und der Rest in der übrigen Welt steht. Diese Zahlen geben aber kein richtiges Bild von der Bedeutung des Rundfunkwesens, da die vielen amerikanischen Stationen kleiner und kleinster Leistung sind und zusammen nur 1/4 der Sendeleistung aller Sender aufbringen, während die europäischen Sender umgekehrt 3/4 der Sendeleistung stellen. Der deutsche Rundfunk verfügt über den siebenten Teil der Rundfunkenergie von ganz Europa.

Das Fernsehen wird gegenwärtig in der Welt erst von 8 Stationen mit regelmäßigem Programm betrieben. Bereits 1932 errichtete Telefunken für die Deutsche Reichspost einen Ultra-Kurzwellensender, der seither ununterbrochen in Betrieb ist und vorbildliche Leistungen aufzuweisen hat. Seit 1936 arbeitet die Fernsehstation in London und seit einem knappen Jahr eine auf dem Eiffelturm in Paris. Mit der technischen Durchbildung des Fernsehens, bei der Deutschland dank seiner ältesten Erfahrung und seiner praktischen Erfolge die Führung hält, werden im Laufe der nächsten Jahre zahlreiche Neusender in aller Welt erwachsen.



Bunte Chronik



Der kostbare Stein.

In seinem Feldlager empfing der Herzog Karl von Anjou den Besuch Ridolfos von Camerino. Der Gast wurde herzlich aufgenommen. Der Herzog zeigte ihm seinen Reichtum, vor allem seine kostbaren Juwelen. Ridolfo betrachtete mit Muße die Perlen, Saphire, Rubine und fragte schließlich: „Wieviel sind diese Steine wert, und welchen Nutzen haben sie?" Der Herzog konnte nicht leugnen, daß der Wert der Juwelen zwar recht hoch sei, daß jedoch von einem Nutzen nicht die Rede sein könne. „So will ich Euch", meinte Ridolfo, „zwei Steine zeigen, Herr Herzog, die zwar nur zehn Gulden kosten, dennoch aber in jedem Jahre 200 Dukaten einbringen." Der Herzog wunderte sich nicht wenig über diese Rede und folgte dem Gast, der ihn zu einer Mühle führte. „Sehet diese beiden Steine!" sagte Ridolfo und wies auf zwei — Mühlsteine. „Die beiden bringen mehr Nutzen als alle Eure Juwelen . . ."

Die Kirchenboote von Finnland.

Finnland, das Land der 40 000 Seen, zeigt nicht nur in seiner Natur, sondern auch in seinen Sitten und Gebräuchen besondere Eigenarten. So hat sich dort auch der Brauch der gemeinsamen Kirchenfahrten erhalten. Die verstreute Bauweise der Siedlungen und der Wasserreichtum des Landes hatten zur Folge, daß man für die Kirchen mit Vorliebe solche Plätze wählte, wo sie am leichtesten von den verschiedenen Seiten zu Wasser zu erreichen sind. An den Sonntagen kommen oft stundenweit von den verstreuten Inseln und einsamen Gehöften die Kirchenboote, lange, schmale, niedere Kähne, die vorn und hinten spitz zulaufen, rotbraun geteert, aus schwachen Planken gefügt, mit 20 bis 30, ja bisweilen sogar 100 Personen besetzt. Männer und Frauen führen die Ruder. Ganze Dorfgemeinschaften haben sich zusammengetan, um ein gemeinsames Kirchenboot zu bauen, das den Gegenstand des Stolzes und des Wetteifers der ganzen Gemeinde bildet. Diese Kirchfahrten werden oft zu spannenden Wettruderfahrten. Der Dampfschiffverkehr hat freilich der Benutzung dieser Boote, die in mancher Hinsicht an die Wikingerschiffe erinnern, vielerorts ein Ende gemacht.



Lustige Ecke



Die Frauenrechtlerin.



„Wir wollen nicht länger Spielzeug der Männer sein —!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.